

BERNWARD SCHNEIDER

Flammenteufel

Kriminalroman



Original

GMEINER



BERNWARD SCHNEIDER
Flammenteufel

SPIEL MIT DEM FEUER Berlin im Oktober 1933. Anwalt Eugen Goltz erhält einen Telefonanruf. Eilig sucht er seine Mandantin, die Tänzerin Alice Resow, in einem Hotel in der Lietzenburger Straße auf. Doch als er ihr Zimmer betritt, ist sie bereits tot. Goltz beschleicht sofort das Gefühl, in eine Falle gelockt worden zu sein.

Im nächsten Moment stürmt die Gestapo in das Hotel, hat aber zu Goltz' Überraschung nur Interesse daran, Alice' Tod wie einen Selbstmord aussehen zu lassen. Das ist auch das Anliegen des Bankiers Philipp Arnheim, der Goltz am nächsten Tag in seiner Kanzlei aufsucht. Noch brisanter sind die Informationen, die Goltz von einer Kollegin der Toten erhält.

Der Anwalt beschließt, die Hintergründe des mysteriösen Falls aufzuklären. Eine heiße Spur führt ihn zurück in die Nacht des Reichstagsbrands vom 27. Februar 1933.



Bernward Schneider, Jahrgang 1956, studierte Jura und arbeitet seit 1986 als Rechtsanwalt in Hildesheim. Als Inhaber des Benu Verlags veröffentlicht er Neuauflagen klassischer Kriminal- und Abenteuerromane von Edward Bulwer-Lytton, über Robert Kraft, bis hin zu Karl May.

Nach dem erfolgreichen Kriminalroman »Spittelmarkt« ist »Flammteufel« der zweite Fall für den Berliner Anwalt Eugen Goltz.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Spittelmarkt (2010)

BERNWARD SCHNEIDER
Flammen-teufel
Kriminalroman

Original

GMEINER



Dieses Buch wurde vermittelt von
der Literaturagentur erzähl:perspektive, München
(www.erzaehlperspektive.de).

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2011 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/20 95-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
2. Auflage 2011

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung/ Korrekturen: Julia Franze / Sven Lang
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von Getty Images
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3727-4

Die Schilderung des Prozessgeschehens beruht auf den Original-Verhandlungsprotokollen des Reichstagsbrandprozesses, der am 21. September 1933 vor dem Leipziger Reichsgericht begann, in der Zeit vom 10. Oktober bis zum 18. November 1933 im unversehrt gebliebenen Teil des Reichstagsgebäudes in Berlin fortgesetzt wurde, und nach weiteren Verhandlungstagen in Leipzig am 23. Dezember 1933 mit dem Todesurteil gegen den Angeklagten van der Lubbe sowie Freisprüchen für die vier anderen Angeklagten endete.

Als ich die Lietzenburger Straße erreichte, war es dunkel geworden, und in der wuchtigen Häuserfront, in die sich die schwarzgraue Fassade des Hotels Belvedere einreihete, brannten vereinzelt die Lichter. Es hatte zu regnen begonnen, und der Asphalt, über den die Limousinen rollten, schimmerte in einem finsternen Glanz. Auf der anderen Straßenseite ließ ein schwarzes Mercedes-Cabriolet, das mit laufendem Motor am Bordsteinrand gewartet hatte, die Scheinwerfer aufgleißen und fuhr mit hoher Geschwindigkeit in westlicher Richtung davon.

Die Rezeption in der Hotelhalle war von einer Gruppe Reisender umlagert, und da mich niemand beachtete, wandte ich mich nach links, wo ich nach ein paar Metern auf das Treppenhaus stieß, das sich um das schmiedeeiserne Gitterkleid des Fahrstuhlschachts herum nach oben wand und dessen Stufen ein roter Teppich bedeckte.

Auf dem Flur im dritten Stock brannte eine Art Notbeleuchtung. Einen Lichtschalter gab es nicht; jedenfalls konnte ich keinen finden. Ganz am Ende des Ganges entdeckte ich die Tür mit der Ziffer 303, die Alice Resow mir genannt hatte.

Auf mein Klopfen passierte nichts, und auch nach dem zweiten Anklopfen blieb die Aufforderung zum Eintreten aus. Ich senkte lauschend den Kopf und wartete, dass etwas geschehen würde, aber von drinnen kam kein Laut.

Schon in diesem Moment beschlich mich ein unbehagliches Gefühl. Das Gefühl war dumpf und stärker, als es dem Anlass entsprach. Es war nicht nur eine dunkle Ahnung, sondern die aus einem Wust vager Erinnerungen gespeiste Gewissheit, dass irgendetwas an meiner ganzen Unternehmung nicht stimmte.

Ich klopfte noch einmal lauter, aber alles blieb still.

Der Knauf an der Tür ließ sich drehen, sie war nicht verschlossen.

Ein schwacher Lichtschein fiel in den Flur.

»Frau Resow?«, rief ich und schob die Tür ein Stück weiter auf.

Es war kein kleines, aber dafür einfach und zweckmäßig eingerichtetes Zimmer mit soliden Möbeln, einem großen Doppelbett, einem Kleiderschrank, einer Art Schreibtisch mit Stuhl davor und an den Wänden hingen Bilder, deren Stil an Emil Nolde oder August Macke erinnerte. Das Bett war mit der Tagesdecke bezogen und ein paar Kleidungsstücke lagen darauf. Das Licht im Zimmer kam von der Ecktischlampe gegenüber dem Bett.

Fast war ich erleichtert, dass ich beim ersten Blick in das Zimmer niemanden sah. Schon wollte ich mich zurückziehen, um im Hotelrestaurant nach Alice Resow Ausschau zu halten, da wurde meine Aufmerksamkeit nach rechts zu einem Schatten gelenkt, der von dort unsichtbar nach mir zu greifen schien. Abrupt riss ich den Kopf herum und starrte in den Teil des Raums, der sich hinter meiner Schulter befand.

Alice Resow saß auf dem Boden, gerade aufgerichtet und mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Eine Strähne des kastanienfarbenen Haars war ihr in die Stirn gerutscht, ihre grünen Augen blickten weit geöffnet in die Tiefe des Raums; eine gerade Nase, kleine, spitze Ohren, ein langer Hals – um diesen aber war ein Seidenschal geschlungen, dessen Enden an einem Gestänge befestigt waren, das zu einem Heizkörper gehörte, der sich neben ihr befand. Der Schal wirkte straff gespannt und der Glanz in den Augen von Alice Resow war erloschen.

Ich warf einen Blick zurück in den Gang. Überall

herrschte schummerige Finsternis. Nichts war zu hören und kein Mensch zu sehen.

Leise zog ich die Tür hinter mir zu; dann trat ich näher an die Tote heran.

Abgesehen von dem Schal war sie vollkommen nackt; und trotz des Schreckens, der mich gepackt hielt, konnte ich nicht übersehen, dass sie einen verdammt schönen Körper hatte.

Ich beugte mich zu ihr hinab. War sie denn wirklich tot? Ihre Augen – Augäpfel, Iris und Pupillen – blickten starr, unbeweglich. Ich hielt mein Ohr nahe an ihre stummen, halb geöffneten Lippen, fühlte den Puls an ihrem Handgelenk, aber es war kein Leben mehr in ihrem Körper; ich hatte mich nicht getäuscht.

Ich richtete mich wieder auf und blickte mich um. Ein Glück immerhin, dachte ich mit einem Anflug verspäteter Bestürzung, dass der Irre, der für dieses Geschehen Verantwortung trug, nicht mehr im Zimmer war.

Die Zeiger der Uhr an meinem Handgelenk zeigten halb acht. Vor einer knappen Stunde hatte Alice Resow mich angerufen. Es gäbe Ärger mit einem Freund, hatte sie mir am Telefon erklärt, und als ich erwiderte, dann solle sie besser die Polizei einschalten, hatte sie fast entrüstet reagiert und vehement bekundet, dass ihr die Polizei nicht helfen könne.

Mit fest aufeinandergepressten Lippen trat ich ans Fenster. Der Regen glitzerte silbern im Schein der Laternen und verschwand im Dämmer über dem Asphalt. Ein einsamer Fahrradfahrer stemmte sich gegen den Wind. Was sollte ich tun?

Noch vor wenigen Monaten hätte ich mir diese Frage nicht stellen müssen. Damals hätte ich die Rezeption verständigt und die Polizei gerufen, hätte den Beamten gesagt, was ich wusste, und wäre meines Weges gegangen; doch

in der heutigen Zeit ging das nicht mehr – vor allem nicht, soweit es meine Person betraf.

Seit mehr als einem halben Jahr war Adolf Hitler Kanzler des Deutschen Reiches, und seitdem er im Amt war, wusste man nicht, mit wem man es zu tun bekam, wenn man sich an die Polizei wandte; man konnte nicht sicher sein, ob es die richtige Polizei, die geheime Polizei oder gar die vornehmlich aus Schlägern der SA bestehende Hilfspolizei war, die die Sache übernahm.

Das allein hätte mich nicht schrecken müssen. Schlimmer war, dass mein Name auf einer schwarzen Liste stand. Ich hatte am eigenen Leibe erfahren, was es bedeutete, wenn man sich mit den Leuten anlegte, die nunmehr in Deutschland das Sagen hatten, und als ein gebranntes Kind war ich nicht erpicht darauf, dass sich die Erfahrungen, die ich hatte machen müssen, wiederholten.

Diffuse Gedanken, Fragen und Zweifel nagten an mir. War es ein Zufall, dass ausgerechnet mir diese Sache hier passierte? Konnte das Ganze womöglich eine Falle sein, die meine Widersacher mir stellten? Was, wenn Philipp Arnheim, der furchtbare Bankier, oder wenn mein Schwager Rudolf Mantiss, der ›Pharao der Loge der Brüder und Schwestern vom Licht‹, hinter der Sache steckten? Oder war das bloß ein abwegiger Gedanke? An und für sich war ich kein Mensch, der unter Verfolgungswahn litt, aber ich wusste, dass ich in dieser Stadt von wirklichen Dämonen umgeben war, und deshalb schloss ich inzwischen fast gar nichts mehr aus.

Mein Blick kehrte zu der toten Alice Resow zurück.

Ihr Gesicht war selbst im Tode noch schön, und auch der Hauch von Verruchtheit, der mir bei unserer einzigen Begegnung als Erstes aufgefallen war, haftete ihm noch an. Es sah fast so aus, als lächelte sie.

Sie hatte es hinter sich, ging es mir durch den Sinn, und

wieder einmal musste ich daran denken, wie richtig doch der Satz war, dass es nicht selten die Lebenden waren, die die Toten beneideten.

Mir war klar, dass ich schnell eine Entscheidung treffen musste, aber selbst hier im Zimmer, wo ich unbeobachtet war, musste ich aufpassen, dass ich keinen Fehler beging.

Wieder spähte ich durch das Fenster. Der Schein der hohen Laternen tauchte die Straße in ein diffuses Licht. Der Regen war stärker geworden, und die durch die Lichtkegel der Straßenlaternen eilenden Passanten wirkten schemenhaft.

Ein, zwei Minuten verstrichen, dann streiften die Lichter einer schwerachsigen schwarzen Mercedes-Limousine durch den Regen. Kurz darauf hielt der Wagen am Straßenrand; ungefähr an derselben Stelle, wo bei meinem Eintreffen vor dem Hotel das schwarze Cabriolet davongefahren war.

Auf beiden Seiten wurden die Türen aufgestoßen, zwei Männer in langen Mänteln, deren Gesichter durch Velourshüte verdeckt waren, stiegen in den lichterglitzernden Regen hinaus.

Ich blickte mich um. Wo im Raum hatte ich Fingerabdrücke hinterlassen? Aber machte es überhaupt Sinn, sie zu entfernen? Konnte ich ausschließen, dass mich jemand gesehen hatte, als ich hergekommen war? Wenn ich daher meine Anwesenheit im Hotel zu verbergen suchte und man später trotzdem herausfand, dass ich der Toten einen Besuch abgestattet hatte, machte ich alles nur noch schlimmer. Dann musste ich gar damit rechnen, dass man versuchen würde, mir einen Mord anzuhängen. Es gab Leute in meinem Umfeld, die sich für diese Gelegenheit geradezu bedanken würden. Nein, meine Anwesenheit zu vertuschen, wäre die schlechteste Wahl zwischen allen schlech-

ten Alternativen. Es half nichts, ich musste in den sauren Apfel beißen, die Rezeption benachrichtigen und die Polizei anrufen, ganz egal, was für Folgen das für mich hatte.

Schließlich straffte ich mich, ging auf die Zimmertür zu, hielt wieder inne, weil ich von draußen Geräusche vernahm. Kein Zweifel, das waren Schritte – und sie näherten sich der Tür. Verdammt! Sie waren alle so viel schneller als ich!

Ich stand still und starrte auf das weiße Holz, rechnete damit, dass jeden Moment jemand anklopfen würde.

Aber es war nichts zu hören – stattdessen sah ich, wie der Knauf sich drehte und die Tür einfach aufgemacht wurde.

Sie waren zu zweit, und ich war sicher, dass es die Typen waren, die ich eben vom Fenster aus beim Verlassen ihres Wagens beobachtet hatte.

Geheime Polizei! Ich sah es auf den ersten Blick. Mitarbeiter des Geheimen Staatspolizeiamtes! Ledermäntel und Velourshüte, bleiche, hagerere Gesichter – doch woran man sie auf jeden Fall erkannte, waren die Augen. Selbst wenn sie groß und tiefblau waren, immer waren sie kalt und mitleidlos.

Ich war also tatsächlich in eine Falle getappt.

Der eine der beiden war noch jung; ein kräftiger, hoch aufgeschossener Bursche mit Sommersprossen, hellen, eisblauen Augen und blondem Haar. Der andere war älter, ein hagerer dunkler Typ mit bartschattigen bleichen Wangen.

Der Jüngere mit den hellen Haaren richtete den Blick mit anhaltender Neugier auf die nackte Tote; er schien aber nicht wirklich überrascht zu sein, sie zu sehen. Sein Kollege hatte überhaupt nur einen kurzen Blick für Alice Resow übrig, und wandte dann sogleich mir die ungeteilte Aufmerksamkeit seiner stechenden schwarzen Augen zu.

»Name und Adresse! Haben Sie einen Ausweis?«, sagte er und stieß mir seine Polizeimarke, die er bereits in den Händen hielt, fast in die Augen. Er trug einen stark verknitterten Anzug unter dem Mantel, und sein dunkles Haar, das unter dem Hut sichtbar war, hatte aus der Nähe einen rötlichen Stich.

Ich zeigte ihm meinen Anwaltsausweis, den ich seit einiger Zeit immer bei mir trug, und machte ihm die Angaben, die er hören wollte. Während er das Papier eindringlich betrachtete, fügte ich hinzu: »Die Tote ist meine Mandantin. Sie heißt Alice Resow und rief mich an, weil sie Hilfe brauchte. Leider bin ich zu spät gekommen.«

Der Gestapo-Mann nahm einen Block und einen Stift aus der Innentasche seines Jacketts und machte sich Notizen.

»Wieso brauchte die Frau Hilfe?«

Ich warf einen Blick auf die Tote und sagte nichts.

»Haben Sie mich nicht verstanden?«, wiederholte er.

»Am Telefon sprach Frau Resow davon, dass sie Ärger mit einem Freund hätte.«

Der Bleichgesichtige notierte sich das.

»So, so«, sagte er. »Ärger mit einem Freund? Wer ist denn dieser Freund?«

»Sie hat mir seinen Namen nicht genannt.«

Der Dunkelhaarige sah mich wieder an. »Warum haben Sie nicht die Polizei gerufen?«

»Wie meinen Sie das? Von meiner Kanzlei aus?«

»Nein, von hier!«

»Sie sind doch schon da! Ich bin selbst erst kurz vor Ihnen gekommen.«

Ein Schatten fiel über seine Züge.

»Habe ich Ihr Gesicht nicht schon einmal irgendwo gesehen?«, fragte er und kniff die Augen zusammen.

»Wahrscheinlich im Verbrecheralbum«, ließ sich der

Blonde aus dem Hintergrund vernehmen, nachdem es ihm gelungen war, seinen Blick von der Toten loszureißen. »Am besten, wir nehmen ihn mit aufs Revier.«

»Derjenige, der Sie angerufen hat, wird Ihnen bestätigen können, dass ich erst angekommen bin, als Frau Resow schon tot war«, entgegnete ich.

Der Blonde kam näher und baute sich vor mir auf. In seinen Augen zeigte sich ein harter, fiebriger Glanz. »Wer hat uns angerufen?«

»Das wollte ich Sie auch gerade fragen. Ich war ja nicht dabei.«

»Werd nicht frech, Freundchen!«

»Hören Sie auf, mich zu duzen!«

Er packte mich mit beiden Händen am Kragen meiner Jacke und hob mich ein Stück hoch.

»Überlegen Sie sich gut, was Sie sagen, Herr Goltz!«, schaltete sich der Bleichgesichtige ein. »Sie scheinen den Ernst Ihrer Lage zu verkennen.«

»Ein Mord ist eine ernste Sache, allerdings. Aber der Täter befindet sich nicht hier im Raum.«

»Mord?«, raunte der Blonde. »Woher wissen Sie denn, dass die Frau ermordet wurde?«

»Sehen Sie doch mal genau hin!«

»Lassen Sie ihn, Wunram!«, sagte der Bleichgesichtige. »Wir müssen uns um die Tote kümmern.«

Wunram stellte mich wieder auf die Füße.

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte ich in Richtung des Bleichen.

»Nein«, gab dieser scharf zurück.

»Was wollen Sie noch von mir?«

Wunram sah mich mit einem unangenehmen Lächeln an. »Was wohl? Ein paar Auskünfte ...«, grinste er frech, »... und den Tod!«

»Wollen Sie schon sterben?«, fragte ich.